

Wolfgang Funk, Lucia Krämer (Hg.): Fiktionen von Wirklichkeit. Authentizität zwischen Materialität und Konstruktion

Bielefeld: transcript 2011, 292 S., ISBN 978-3-8376-1664-4, € 30,80

Der Diskurs um Echtheit und Authentizität hat Konjunktur, und das schon seit Jahren. „Die Tragweite und Bedeutung dieses Diskurses lässt sich auch daraus ablesen, dass er nicht nur so unterschiedliche Personen wie Karl-Theodor zu Guttenberg, Lena Meyer-Landrut oder Jürgen Klopp zusammenführt, sondern auch als Qualitätskriterium für den Geschmack von Schokoladenwaffeln (*Loacker Choco & Noisette*), den Geruch von Parfüm (*Tom Tailor Ocean für Sie*) oder die Gefühlsechtheit von Kondomen (*Durex*) fungieren kann.“ (S.8) Das konstatieren die Herausgeber Wolf-

gang Funk und Lucia Krämer in ihrem Vorwort zum Band *Fiktionen von Wirklichkeit*. Im Suchen, Streben und Sehnen nach Überwindung virtueller Lebenswirklichkeiten werde Authentizität als Gegenentwurf mythisch aufgeladen.

Doch je mehr wir uns nach ihr verzehren, umso mehr entzieht sie sich uns, „weil es unmöglich ist, der in sich widersprüchlichen Aufforderung ‚Sei authentisch!‘ Folge zu leisten“ (S.227). Damit zitiert Funk in seinem Beitrag „Seltsame Schleifen und wahrhaftiges Erzählen – Authentizität im zeitgenössischen englischsprachigen Roman“ den Romanisten Jochen Mecke, der schon

2006 das Paradox der Authentizität tref-fend auf den Punkt gebracht hat.

Das Urteil über (Un-)Eigentlichkeit fällt der Andere, an den die *Ansprache* gerichtet ist, der Rezipient, der Dialogpartner, könnte Mecke weiter wie-dergegeben werden. Der Andere ist nötig, ohne seine Authentifizierung von Authentizität ist diese nicht exist-ent. D.h. Authentizität beruht auf einer Interaktion mit dem Anderen. Der These geht der Linguist Hans Bickes in seinem Beitrag „Spracherwerb als Konstruktion sozial gerichteter Kognition“ nach. Aus Angst vor sozialer Zurückweisung imi-tiere das Kleinkind das Verhalten seines Gegenübers, meist der Mutter. Allein aus dieser Angst heraus resultiere das Erlernen der Einfühlung in die Perspek-tiven der Anderen, potenziert schließlich durch den Spracherwerb: „Der Ursprung des Selbst liegt demnach im Sozialen, denn sprachliche Kognition ist *per se* soziale Kognition.“ (S.89)

Bickes stellt die Überlegung an, ob der Mensch vielleicht authentisch sei, wenn sich sein Selbst in Einklang befände mit der Eigenperspektive und „jenen Beschreibungen [...], die die Anderen [sich] von ihm machen“ (S.91). Doch kann es überhaupt einen *Ein-klang* verschiedener Ich-Perspektiven geben? Zumal klar zu unterscheiden ist zwischen Eigen- und Fremdperspektive und der nach Bickes „*Dritte-Person-Per-spektive* [...] (wie sehen mich die Ande-ren)“ (S.90). Ist nicht vielmehr eine Unentschlossenheit, ein Changieren zwischen diesen drei Ich-Perspektiven nötig, um Authentizität für den Ande-ren sicht- und erfahrbar zu machen?

Muss der Andere nicht erst glauben, ein Ich bei einer Lüge zu ertappen, um ihm Authentizität zu authentifizieren? Vergewissert sich der Andere nicht sei-ner eigenen Fremdperspektive über die grundsätzlich gespaltenen Eigenpers-pektiven (Lacan) eines Ichs?

Bickes greift Georges-Louis Lec-lerc's „Le style est l'homme même“ auf: „Authentisch wäre demzufolge jener, dem es gelingt, sein Selbst in glaub-würdiger, nachvollziehbarer, gleich-wohl unverwechselbarer Sprache zu inszenieren.“ (S.93) Doch wie soll das in einer notwendigerweise auf Konfor-mität im Zeichengebrauch basierenden Sprachgemeinschaft gelingen? Über die Inszenierung, hält Bickes fest. D.h. das Ich konstituiert sich über die Sprache, über den Text, über die Erzählung, über den Dialog mit dem Anderen (siehe Nübel, S.267). „[E]rst im freien Pen-deln zwischen materiellen Realitäten und fiktiven Konstruktionen“ (S.117), schreibt Eva Koethen in ihrem Auf-satz „Der künstlerische Raum zwischen Echtheitsanspruch und Stimmigkeit der Erfahrung“, d.h. im sprachlich erzählerischen Sichtbarmachen subjek-tiver Fiktionalisierung von Wirklich-keit erkennt der Andere Authentisches – nämlich sich selbst und seine eigene erinnernde, rudimentäre, lückenhafte Re-Konstruktion von Wirklichkeit (S.127f. u. im Verweis auf Wilhelm Schmid [1999], S.131). Eine an den Rezipienten gerichtete, dialogorien-tierte *kalkulierte* (Sprach-)Kunst zeigt, wie das Subjekt Wirklichkeit konsti-tuiert – nicht über die Repräsentation einer Wirklichkeit, sondern über den

(Zeichen-)Verweis einer Abwesenheit von Wirklichkeit, könnten Derridas Erkenntnisse hier greifen (vgl. Kreuzer, S. 181). Derrida'sche Differenzen rechtfertigen die Frage nach Authentizität, sie erst lassen uns ein Original *erahnen* (vgl. Gunter Martens [2004] in Koethen, S.268).

Zugleich wird das Ich im Text ein (mehrstimmiger) Anderer, über die von Bickes beschriebene Inszenierung des Ichs verbirgt sich dieses zwangsläufig im aufrichtigen Versuch, die Wahrheit zu sagen: „Niemand anders kann das Leben eines Menschen schreiben als dieser selbst. Seine innere Wesensart, sein wahres Leben sind niemandem sonst bekannt. Doch indem er es beschreibt, verhüllt er es.“ (Rousseau nach Nübel, S. 278) Das schreibt Rousseau in den Jahren 1772 bis 1776 für seine *Confessions* (1782) nieder. Dieses Verhüllen glaubt der Andere wahrzunehmen, weshalb er dem Beschreibenden sein Streben nach Wahrheit, das in eine aufrichtige Lüge münden muss, als Authentizität authentifiziert. Dieselbe Aufrichtigkeit bezeugen etwa Peter Handkes Figuren, wenn sie auf der Bühne verkünden: „Das ist kein Ausschnitt der Wirklichkeit“ (Handke nach Kreuzer, S.202).

Eine auf Autorität und Kohärenz basierende Ästhetik der Wahrheit verschiebt sich zu einer auf Reziprozität und Aufrichtigkeit basierenden Ästhetik der Authentizität, hält Wolfgang Funk fest. (S.227f.) Diese Verschiebung, ließe sich Funk ergänzen, zeichnet sich schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts ab. Zu jener Zeit setzt

die Autobiografie-Forschung ein, deren Einsicht in die (Auto-)Fiktionalisierung einer Vergangenheit, verfasst aus einer Gegenwarts-Perspektive des Autobiografen heraus, schon besteht, wenn gleich noch bis in die Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts eine außersprachliche Wirklichkeit als Maßstab an die Autobiografie angelegt wird. Und das, obwohl ein *linguistic turn* in den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts stattfindet. Mit diesem Paradigmenwechsel geht die Erkenntnis einher, dass Sprache nicht als transparentes Ausdrucksmedium einer außersprachlichen Wirklichkeit betrachtet werden kann. Damit verschiebt sich die Ich-Konzeption dahin gehend, nicht mehr den realen Verfasser einer Autobiografie als Bemessungsgrundlage einer textuellen Realität heranzuziehen, sondern diesen in seiner (sprach-)kulturellen Determiniertheit und damit die Subjektivität im Medium ihrer Sprachlichkeit zu fokussieren – siehe hierzu etwa die Ausführungen von Almut Fink 1995.

Den Autoren gelingt es allemal, interessante Fallbeispiele aus Linguistik, Psychologie, Anglistik, Theater, Kunst, Literatur, Theologie zur Erläuterung ihrer Thesen heranzuziehen, doch steckt in diesen oftmals mehr Bekanntes als fundamental Weiterführendes.

Pascale A. Dannenberg (Frankfurt/M.)